

Ein Denkmal europäischer Kulturschande in den Kolonien.

Die Kolonialdeutschen aus Kamerun und Togo in französischer Gefangenschaft.

Das Reichs-Kolonialamt wird in den nächsten Tagen eine Denkschrift über die schimpfliche und qualvolle Behandlung der Kamerun- und Togo-Deutschen durch französische Behörden und Organe in Westafrika veröffentlichen. Wir sind schon heute in der Lage, den wesentlichen Inhalt dieser Denkschrift mitzuteilen. Sie enthält erschütternde Angaben darüber, wie etwa 400 Kriegs- und Zivilgefangene aus Kamerun und Togo, die England an Frankreich zur Internierung in der ungefundesten französischen Kolonie Westafrikas, in Dahomey, ausgeliefert hatte, an Plätzen, die wegen Malaria, Dysenterie und Gelbfieber verrufen sind, bei ungenügender Unterkunft, schlechter Verpflegung, dürftiger Bekleidung, in schwerem Srondienst, unter Aufsicht von brutalen Schwarzen den Einwirkungen des Tropenklimas schonungslos ausgesetzt wurden und unmenschliche Mißhandlungen in Form von Prügel-, Gefängnis- und Solterstrafen erdulden mußten.

Hervorzuheben ist daraus der 400 bis 500 Kilometer lange Gewaltmarsch im Innern Dahomeys von Savé nach Randi und Gaya am Niger, zu dem 150 Togo-Deutsche, die als Gefangene von Lome (Togo) nach Cotonou (Dahomey) verbracht waren, gezwungen wurden. Am 21. September 1914 kamen die Gefangenen nach einer 260 Kilometer langen Bahnfahrt in Savé an. Obwohl der Zug nur die Deutschen und das Aufsichtspersonal beförderte, wurde an Stationen gehalten, um die Gefangenen den hunderten mit Schußwaffen ausgerüsteten Eingeborenen zu zeigen, die dorthin zusammengeströmt waren. In Savé versuchten die Transportführer den Marsch ins Innere des Landes rückgängig zu machen. Allein die telegraphische Weisung des Generalgouverneurs in Dakar lautete: „Der Marsch nach dem Innern sei unter allen Umständen durchzuführen, koste es, was es wolle.“ Täglich mußten Strecken von 20 bis 35 Kilometer in einer Hitze von 30 bis 35 Grad, die in der Sonne auf 80 Grad stieg, zurückgelegt werden. Die meisten Gefangenen besaßen für die Nacht nur eine Strohmatten und eine dünne Baumwolldecke, an Kleidungsstücken nur das, was sie bei der Gefangennahme auf dem Leibe trugen. Ihre leichten Stiefel waren bald zerrissen; manche mußten auf dem glühenden Erdboden barfuß gehen. Mit nüchternem Magen mußte der Marsch angetreten und bis in den Mittag hinein fortgesetzt, lange Durftstrecken ohne Unterbrechung überwunden werden. Kam irgendwo eine schmutzige Pfütze zu Gesicht, so stillten die Gefangenen ohne Rücksicht auf die Gefahren für ihre Gesundheit ihren brennenden Durst. Das tägliche

Essen, welches von unsauberen Negern am Raftplatz zusammengemacht und meist nur halb gar und mit Ungeziefer durchsetzt war, genügte in keiner Weise. Häufig ging die Nachtruhe verloren, weil die Hütten gegen die heftigen Gewitterstürme und Regengüsse keinen Schutz boten. Die Zahl der an Malariafieber und Dysenterie Erkrankten oder durch Erschöpfung und Fußwunden Marschunfähigen wuchs bis auf 50 täglich. Der größte Teil mußte sich trotzdem weitererschleppen. Ein schwer Schwarzwasserkranker wurde entgegen der ärztlichen Anordnung weiter ins Innere des Landes transportiert. An einigen Tagen befahl das französische Begleitkommando ohne ersichtlichen Grund, daß alle Gefangenen, also auch die Kranken, zu marschieren hätten. Gefangene, die dann vor Schwäche zusammenbrachen, wurden in Hängematten an die Spitze der marschierenden Kolonne getragen, und dort von neuem zum Marschieren gezwungen. An anderen Tagen wurden die Marschunfähigen von den nachkommenden Abteilungen aufgenommen, und trotz ärztlichen Protestes durch Kolbenstöße und Drohungen weitergetrieben. Dies geschah auch mit Offizieren, die, vor Überanstrengung zusammengebrochen, im Straßengraben lagen. Aus einer Marschabteilung von etwa 80 Gefangenen erreichten nur 25 den Ort Kandi zu Fuß, nachdem sie in 20 Tagen, einschließlich 6 Rafttagen, 380 Kilometer zurückgelegt hatten. Da die Erschöpfung der Gefangenen den Weitermarsch nicht zuließ, wurde in Kandi ein 14tägiger Halt gemacht. Die deutschen Ärzte erhoben nochmals gegen den Weitermarsch Protest. Der Transportführer, Kapitän Bojch, erklärte indessen „die Gefangenen ständen außerhalb des Völkerrechts“, er befahl am 26. Oktober 1914 den Weitermarsch nach Gaya am Niger.

Die Grausamkeiten dieses Gewaltmarsches wurden noch übertroffen durch das, was die Kamerun-Deutschen seit Anfang Oktober 1914 unter den grauenhaften Zuständen und durch die unmenschlichen Quälereien und Martern seitens der weißen und schwarzen Aufseher in Abomey (Dahomey) zu erdulden hatten. Am 29. September 1914 waren etwa 240 Männer der deutschen Bevölkerung von Duala, von denen die Mehrzahl am Kampfe nicht teilgenommen hatte, auf dem englischen Dampfer „Elmina“ in französische Gefangenschaft nach Cotonou und alsdann nach Abomey abgeführt. Abomey liegt etwa 100 Kilometer im Innern in einem regenreichen, heißen und ungesunden Flachlande, das stark von Malaria und Dysenterie sowie in der Regenzeit fast alljährlich von Gelbfieber heimgesucht wird. Die Gefangenen wurden in Lehmhütten untergebracht, deren Halbdunkel den Aufenthalt von Moskitos und sonstigem Ungeziefer begünstigte. Sie lagen darin so eng beieinander, daß jeder nur einen Platz von 60 Zentimeter Breite zur Verfügung hatte. Als Unterlage diente eine dünne Strohmatten. Moskitoneze fehlten bis gegen Ende der Gefangenschaft. Sämtliche Kriegs- und Zivilgefangenen wurden durch den Adjutanten Venère zu schweren Arbeiten gezwungen. Eine Bezahlung erfolgte nie. Akademiker, Missionare, Pflanzler, Kaufleute, Heizer und Schiffsjungen hatten

die gleichen schweren Arbeiten zu leisten. Sie waren nur mit dem Notwendigsten bekleidet, deshalb weder gegen die Sonnenstrahlen noch gegen die häufig auftretenden Gewitterregen geschützt. Viele waren genötigt, die zum Schlafen ausgehändigte Baumwolldecke wie Eingeborene als Hüftentuch zu tragen. Der mangelhafte Schutz der Süße hatte die Folge, daß sich die massenhaft auftretenden Sandflöhe unter den Fußnägeln einnisteten und schmerzhaftes Schwellungen und Eiterungen hervorriefen. Für nichts wurde Ersatz geliefert, obwohl, wie sich gegen Ende der Gefangenschaft zeigte, die nötigen Vorräte vorhanden waren. Ungenügend wie die Wasserlieferung zur Befriedigung des Reinigungsbedürfnisses war die Ernährung. Das Trinkwasser mußte schmutzig, mit Insekten und Larven vermischt, unfiltriert getrunken werden. Im Dezember 1914 setzte ein regelrechtes Hungernlassen ein, das bis in den April 1915 anhielt. Die Fleischrationen wurden so klein, daß auf den Mann nur noch wenige Gramm entfielen. Die Lieferung von Brot unterblieb wochenlang. Der Heißhunger trieb die Gefangenen dazu, in den Abfallkörben nach Eßbarem zu suchen. Ununterbrochen mußten die Gefangenen unter äußerster Kraftanstrengung in gebückter Stellung arbeiten. Selbst in den Mittagspausen und Sonntags wurden die von der Arbeit befreiten Gefangenen sogar zum Tragen von schweren Lasten gezwungen. Die schwarzen Soldaten trieben die Gefangenen durch Kolbenstöße, Keulenhiebe, Saufschläge und Fußtritte unter den Augen oder auf Befehl des weißen Aufsichtspersonals zu unausgesetztem Arbeiten an. Gefangene, die in der Sonnenglut infolge Überanstrengung zusammenbrachen, wurden unter Beschimpfungen und Schlägen aufgerichtet und zur Weiterarbeit gezwungen. Viele mußten krank weggetragen werden.

Die Grausamkeiten des weißen Aufsichtspersonals, vor allem des Adjutanten Venère, übertrafen selbst die Rohheiten der Schwarzen. Bei dem geringsten begründeten oder unbegründeten Anlaß wurden die Gefangenen bestraft, gequält und gepeinigt. Zu keiner Stunde, selbst nicht zur Nachtzeit, waren sie vor Arrest oder Mißhandlungen der weißen Stanzosen sicher. Die Arreststrafe wurde dadurch verschärft, daß die Bestraften zu besonders schweren und ekelregenden Arbeiten gezwungen und auf schmale Kost gesetzt wurden. So mußten sie die Ausleerungen von Dysenteriekranken mit bloßen Händen aus den Eimern nehmen. Der Adjutant Venère schlug die Gefangenen mit seinem Ochsenziemer über Gesicht und Kopf, über ihren nur mit einem zeretzten Hemd bekleideten Rücken, über die bloßen Arme und Süße. Er versetzte ihnen Saufschläge ins Gesicht und trat auf die am Boden liegenden. Häufig wurden sie durch Venère unter Peitschenhieben ins Arrestlokal getrieben und dort in seinem Dienstzimmer weiter geschlagen. Die durch diese Schläge hervorgerufenen Verletzungen waren oft so schwer, daß sie ärztlicher Behandlung bedurften und lange Zeit nachher als fingerdicke Striemen zu sehen waren. Selbst kranke Gefangene und solche, die eben von ihrem Krankenlager aufgestanden waren, trieb

Venère mit der Peitsche zur Arbeit. Das Schmach- und Qualvollste bildete die Solterung mit der Daumenschraube, die stundenlang, sogar ganze Nächte dauerte. Die Folge war, daß die Daumen anschwellen und sogar platzten. Die Gemarterten brachen manchmal bewußtlos zusammen. Nach dem Abnehmen der Solter waren die Daumen lange Zeit wie abgestorben. Die durch Anlegung der Daumenschraube wehrlos Gemachten pflegte Venère durch Peitschen- und Saustschläge zu quälen. Eine besondere Verschärfung dieser Marter bestand darin, daß zwei Gefangene, denen Daumenschrauben angelegt waren, sich einander gegenüberstellen mußten und durch eine an beiden Daumenschrauben befestigte Kette miteinander verbunden wurden. In dieser Stellung mußten sie einen etwa 2 Kilogramm schweren, in der Mitte der Kette hängenden Holzklotz mit ausgestreckten Armen über dem Boden in der Schwebe halten. Ließen die Gefangenen vor Erschöpfung oder Schmerz die Arme sinken, so wurden sie von Venère oder den schwarzen Soldaten so lange geschlagen, bis sie die Arme wieder erhoben. Auch diese Marterung dauerte Stunden. Das Soltern mit Daumenschrauben geschah nicht nur vereinzelt, sondern tagtäglich.

Mit Venère wetteiferten in der Mißhandlung der Deutschen der Sergeant Castelli und der Gefreite Gianzelli. Weder der erste Lagerkommandant, Major Beraut, noch der auf ihn folgende Leutnant Bernard schritten gegen diese Mißhandlungen ein. Der Lagerarzt, Stabsarzt Dr. Longharé, gab den übrigen an Roheit der Gesinnung nichts nach. Er sah gleichgültig zu, daß Venère die von der Arbeit befreiten Kranken mit der Peitsche aus ihren Hütten jagte und schwere Lasten schleppen ließ. Die ärztliche Behandlung war allgemein schlecht und besonders bei Malaria und Dysenterie unsachgemäß. Die von den Gefangenen gefürchtete Hungerkur, die darin bestand, daß im Lazarett nur Wasser und etwas Milch, kein Brot verabreicht wurde, wirkte so abschreckend, daß die Kranken sich aus Hunger wieder zur Arbeit schleppten, ehe sie gesund waren. Bei rheumatischen und neuralgischen Beschwerden benutzte Dr. Longharé Glühheizen, die empfindliche Brandwunden verursachten. Im allgemeinen überließ er die Krankenbehandlung schwarzen Heilgehilfen. Bei Chinineinspritzungen gingen diese so unsauber vor, daß sich an den Injektionsstellen markstückgroße Entzündungen und Eiterungen bildeten.

Gegen diese unmenschlichen Zustände waren die Gefangenen vollständig machtlos! Aus Furcht vor Bestrafung unterließen sie es, Vorstellungen bei dem ersten, im Januar 1915 im Lager erschienenen höheren französischen Kontrolloffizier zu erheben. Als sie es wagten, sich Ende Februar 1915 bei dem zweiten Kontrolloffizier mündlich über unzureichende Ernährung, harte Arbeit und schwere Mißhandlungen zu beschweren, erfolgte keine Abhilfe. Dagegen wurden nach seiner Abreise die Beschwerdeführer mit 14 Tagen Arrest und besonders schweren Arbeiten und Kostentziehung bestraft. Ebenso

erfolglos blieben mündliche und schriftliche Beschwerden, welche die Gefangenen dem im Mai 1915 anwesenden Kontrolloffizier unterbreiteten.

Oberstabsarzt Professor Dr. Zupitza, der Mitte März 1915 zur Unterstützung des französischen Arztes nach Abomey gebracht wurde, schildert seine Empfindungen beim Anblick der Gefangenen und des Lagers in folgenden Worten: „Das Ganze machte einen unheimlichen Eindruck, ich hatte das Gefühl, von aller Welt auf Nimmerwiedersehen abgeschnitten zu sein. Nun gar der erbarmungswürdige Anblick unserer Landsleute! Lebensmüde, abgezehrte, hagere Gestalten, wachsbleiche Gesichter mit tief in den breitemränderten Höhlen liegenden matten Augen, stumm, gebeugt und mit schlotternden Gliedern schlichen sie verschüchtert über den Hof daher! Andere standen, mit verstohlener Neugier nach dem Ankömmling spähend, im Hintergrunde ihrer Hütteneingänge, um sich beim Annähern eines Franzosen scheu wie verschlagene Hunde in das Innere zurückzuziehen. Das waren die „arbeitsfähigen Gefunden!“ Welches Elend sollte sich mir erst offenbaren, als ich am Morgen nach meiner Ankunft zum ärztlichen Dienst das Lazarett betrat!“

Regierungsrat Dr. Simon, der Ende Mai 1915 an Stelle des Professors Dr. Zupitza von Kandi nach Abomey kam, schildert die gesundheitlichen Verhältnisse in Abomey wie folgt: „Das Schlimmste war der entsetzliche Gesundheitszustand der Gefangenen. Obwohl ich als Tropenarzt an schwere Krankheitsfälle gewöhnt bin, erschrak ich beim Anschauen der Jammergestalten, die dort zu sehen waren. Schlecht genährt, mit bleichen, hohlen Gesichtern wie Gespenster, niedergedrückt und scheu wie geprügelte Hunde gingen die Leute ihrer Arbeit nach. Sieber und Krankheiten wüteten in ihren Reihen. Das Schauerlichste war das sogenannte „neue Lager“, ein zweites Lager, wohin die chronisch Kranken und nicht mehr Arbeitsfähigen gebracht wurden. Alles jammervolle, heruntergekommene Gestalten! Einen solch trostlosen Anblick habe ich als Arzt selten gesehen. An schwersten Komplikationen von Schwarzwasserfieber habe ich in sieben Wochen 20 Fälle gesehen; in Togo, wo das gleiche Klima herrscht wie in Dahomay, in sechs Jahren nur etwa sieben bis acht!“

Sowohl bei den Übergabeverhandlungen von Kamina in Togo wie bei denen von Duala in Kamerun wurden den Deutschen seitens des englischen Oberbefehlshabers der englisch-französischen Truppen „Schutz der Person und angemessene Behandlung“ zugesichert. Allen Kolonialmächten ist es ferner bekannt, daß Europäer in den Tropen nur unter günstigen Bedingungen leben und gesund bleiben können. Wenn England und Frankreich in Kenntnis dieser Umstände in dieser Weise gegen die Deutschen, die sie aus Kamerun und Togo weggeschleppt hatten, vorgingen, so gestattet ihr Verhalten nur einen Schluß: sie wollten das Deutschtum an der Westküste Afrikas auslöschen, die deutschen Pioniere selbst töten. Da den Franzosen der Mut fehlte, die ihnen durch die Engländer ausgelieferten Deutschen

auf einmal hinzumorden, suchten sie den gleichen Erfolg durch gewalttames Soltern und Hinrichtenlassen zu erreichen. Die französische Zentralregierung hat den traurigen Mut gefunden, im März 1915 gegenüber den dringenden Vorstellungen der deutschen Regierung zu behaupten, „die Behandlung, die den deutschen Gefangenen in den französischen Kolonien zuteil werde, stehe in vollem Einklang mit den Gefühlen der Menschlichkeit, denen unter allen Umständen gewissenhaft zu genügen, die Regierung der französischen Republik sich zur Ehrenpflicht mache.“ Unter diesen Umständen kann es nicht weiter befremden, daß die französische Regierung bislang nicht zu bewegen gewesen ist, trotz des erdrückenden Beweismaterials gegen den Adjutanten Venère und die übrigen Schuldigen einzuschreiten. (W. T. B.)

Die Deutschen in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Von den 92 Millionen Einwohnern der Union waren rund 32 Millionen oder 88,9 v. H. Weiße, und von diesen Weißen sind $82\frac{1}{4}$ Millionen fremdgebürtig oder stammen von fremdgebürtigen Eltern ab. Mehr als ein Viertel dieser fremdgebürtigen Bevölkerung ist deutschen Stammes, und wenn man von ihnen 430 000 abzieht, die aus Verbindungen Deutscher mit Angehörigen anderer Völker stammen, so bleiben noch 8,3 Millionen Personen reichsdeutscher oder deutsch-amerikanischer Abkunft, das sind 25,7 v. H. der gesamten weißen Bevölkerung fremden Stammes. Erst in weitem Abstände kommen die Irländer mit 14 v. H., die Briten mit 10 v. H. Etwas anders stellen sich die Zahlen, wenn man die Unterscheidung nicht nach dem Geburtsort, sondern nach der Muttersprache trifft. Die Zahl der Deutschen beträgt dann noch 100 000 mehr, nämlich 8,8 Millionen. Stärker vertreten sind nur die Engländer, einschließlich der Kelten, deren Zahl 10 Millionen oder 31,1 v. H. beträgt. Als drittgrößte Gruppe kommen dann die Italiener mit 2,2 Millionen Köpfen oder 6,7 v. H. der fremdgebürtigen Bevölkerung. Von den Deutsch-Amerikanern stammen 7,7 Millionen oder 87,6 v. H. aus dem Deutschen Reiche, 275 000 oder 3,1 v. H. aus Österreich, 245 000 oder 2,8 v. H. aus Rußland, 263 000 oder 3 v. H. aus der Schweiz und 99 400 oder 1,1 v. H. aus Ungarn. In den einzelnen Teilen der Vereinigten Staaten sind die Deutsch-Amerikaner recht ungleich